

Gemma Pörzgen

Die Welt in der Krise(n-darstellung)

Eigentlich sind unsere Medien das Fenster zur Welt. Wer Online die Auslandsberichterstattung verfolgt, Zeitung liest, Radio hört oder fernsieht, bekommt das Gefühl vermittelt, stets auf dem Laufenden zu sein. Das Internet scheint die Geschehnisse im Ausland sogar noch näher heranzurücken, so als wären wir überall selbst dabei. Wir können am heimischen Schreibtisch via Live-Stream die Protestkundgebungen auf dem Kiewer Maidan miterleben, blicken dank verwackelter Videos mutiger Aktivistinnen in die zerstörte syrische Stadt Homs oder sehen vom sicheren Sofa aus die erschütternden Fernsehbilder von Naturkatastrophen, bei denen Menschen um ihr Überleben kämpfen.

Trotz all dieser Informationsangebote kennen viele Reisende die Irritation, wenn sie zum ersten Mal selbst in eine Gegend kommen, die sie aus den Medien bereits zu kennen glaubten. Es fühlt sich irgendwie anders an und es beschleicht einen das seltsame Gefühl, als sei die erlebte Wirklichkeit in der Medienwahrnehmung doch sehr verzerrt dargestellt worden.

Was diesen Kontrast zwischen der Medienwahrnehmung und der erlebten Realität oftmals ausmacht, sind der Alltag und die »Normalität« des wirklichen Lebens. Nach dem Medienkonsum ist es vor allem das, was viele Reisende, insbesondere in sogenannten Krisenländern, ehrlich überrascht. So berichtete der Osteuropa-Historiker Karl Schlögel im April 2014 von seiner Reise in die Ukraine während des Krim-Konflikts: Insbesondere die Tatsache, dass das alltägliche Leben weiterhin gut funktioniert, erstaunte ihn. Die Leute seien zur Arbeit gegangen, die Kinder zur Schule und alle Züge seien pünktlich angekommen. Die Ukraine-Krise hatte keineswegs das ganze Land erfasst, wie die Medien es ihren Nutzern täglich suggerierten.

Diese Beobachtung macht exemplarisch deutlich, wie stark große Teile der Auslandsberichterstattung heute den Ausnahmezustand und die Krise betonen, als sei dies der bestimmende Faktor. Dabei gerät völlig aus dem Blick, dass es sich vor allem um dramatisierende Elemente der Berichterstattung handelt, die in den letzten Jahren zugenommen haben. Die Auslandsberichterstattung verkommt heute vielerorts zur Krisenberichterstattung.

Das liegt zum einen daran, dass vielen Medien die Möglichkeit verloren gegangen ist, Entwicklungen kontinuierlich zu beschreiben und in größere Zusammenhänge einzuordnen. Während ARD und ZDF bis heute über ein weit verzweigtes Korrespondentennetz verfügen, hat die Medienkrise in den vergangenen Jahren bei Printmedien und deren Online-Auftritten zu einem massiven Abbau der Korrespondentenplätze geführt.

Zum anderen gibt es aufgrund der Anzeigenrückgänge und der schrumpfenden Umfänge der Zeitungen immer weniger Platz für Auslandsberichterstattung. In den Redaktionen setzt sich außerdem eine Sichtweise durch, die daran glaubt, dass die Leserschaft sich vor allem dafür interessiert, was in der eigenen Region und in Deutschland passiert. Der Deutschlandbezug von Auslandsthemen ist dadurch zum ideologischen Dogma vieler Redakteure geworden. Die wenigsten von ihnen verfügen selbst über Arbeitserfahrungen im Ausland oder sprechen andere Fremdsprachen als Englisch.

Bei der harten Konkurrenz der Auslandsthemen setzt sich nur noch das durch, was in der Heimatredaktion als besonders wichtig gilt und spektakulär erscheint. Es sind deshalb vor allem Kriege, Krisen und Naturkatastrophen, die unser Bild von anderen Ländern aktuell prägen. Wer über

Indien liest, erfährt nur etwas über die Vergewaltigungen von Frauen, in Mexiko scheint der Drogenkrieg das ganze Land zu beherrschen und das Leben in Afrika wird vermehrt mit Geschichten über Ebola, Mord, Flucht und Hunger abgebildet. Der europäische Blick übersieht, dass dieser riesige Kontinent aus mehr als 50 Staaten besteht und dort rund eine Milliarde überwiegend junger Menschen leben. Diese Vielfalt wird nicht annähernd abgebildet.

»Damit es Afrika überhaupt noch in die deutschen Medien schafft, muss es richtig böse zugehen«, sagt die freie taz-Korrespondentin Simone Schlindwein, die seit sechs Jahren aus Ostafrika berichtet. Sie beklagt, dass Afrika-Korrespondenten heute nur noch ausreichend Geld verdienen, wenn sie als Kriegsberichterstatter unterwegs sind. Andere Themen würden inzwischen fast nicht mehr nachgefragt. Das hört sie auch von ihren Kolleginnen und Kollegen. Nur noch wenige Blätter leisten sich in Afrika feste Korrespondenten. Hin und wieder fliegen Auslandsreporter in die Krisengebiete, denen es allerdings häufig an relevanten Landes- und Sprachkenntnissen fehlt.

Die Rolle solcher »Fallschirm-Reporter« ist unter Auslandskorrespondenten, die selbst über einige Jahre im jeweiligen Land leben und über Sprach- und Landeskenntnisse verfügen, umstritten »Ich verdiene oft mehr Geld als Fixer für solche Kollegen, die mit viel Geld angefliegen kommen«, erzählt einer der freien, in Afrika stationierten Korrespondenten. Sie unterstützen mit ihrer Erfahrung dann gegen Honorar eingeflogene Journalisten oder Fernseh-Teams dabei, in wenigen Tagen über die akuten Geschehnisse zu berichten. Oft heißt das lediglich: Suche nach Opfern.

»Das Problem liegt nicht in Afrika, sondern in der deutschen Wahrnehmung«, ist Schlindwein überzeugt. Es bereitet der Journalistin zunehmend Unbehagen, dass das Afrika-Bild in der deutschen Öffent-

lichkeit so verzerrt wird und sich die Berichterstatter vor allem auf die Darstellung von Extremsituationen konzentrieren.

Im Oktober 2013 konnte man bei der Medienkonferenz »Promoting Alternative Views in a Multipolar World« in Berlin miterleben, wie kritisch auch afrikanische Journalisten eine solche auf Krieg und Gewalt reduzierte Darstellung ihres Kontinents sehen. »Positive Dinge in Afrika werden nicht abgebildet«, beklagt die kenianische Journalistin Jillo Kadida von der Zeitung The Star das einseitige Bild in den westlichen Medien. Kadida berichtete, dass viele ihrer Kollegen inzwischen zur journalistischen Weiterbildung lieber nach Peking als in westliche Hauptstädte reisten. »Chinesische Medien zeichnen ein ganz anderes Bild von Afrika«, erklärt sie. Ihre Redaktion greife inzwischen gerne auf Meldungen der staatlichen chinesischen Nachrichtenagentur Xinhua zurück, die mit 28 Korrespondentenbüros auf dem Kontinent viel präsenter sei und eine breitere Berichterstattung anbiete als vergleichbare westliche Agenturen. Der chinesische Agenturjournalist Wie Ban machte deutlich, was in der chinesischen Berichterstattung grundsätzlich anders sei als in den westlichen Medien: Man wolle den Mediennutzern stärker vermitteln, was beispielsweise in Afrika gut laufe und wovon sich lernen lasse. »Wir wollen auch zeigen, was Afrika zur globalen Welt beisteuert.« Deutsche Medien orientierten sich fast ausschließlich an Negativ-Nachrichten.

In deutschen Redaktionen wird solche Medienkritik aus anderen Ländern und anderen Perspektiven nahezu ausgeblendet. Obwohl wir in einer globalisierten Welt leben, bei der sich deutsche Innenpolitik und außenpolitische Themen immer stärker verzahnen, bleibt der deutsche Blick auf die Welt in den meisten Redaktionen merkwürdig provinziell und selbstbezogen. Wer fordert, die deutschen Medien sollten außenpolitische Entwicklungen kritisch und kompetent begleiten,

wird in Sonntagsreden immer Zustimmung finden. Im Redaktionsalltag jedoch können Journalisten ihrer Verantwortung für eine qualifizierte Berichterstattung über die globalisierte Welt kaum noch genügen. Es fehlen dafür wichtige Voraussetzungen.

Wer sich die Aufteilung der Korrespondentenplätze ansieht, muss sich wundern, wie wenig sie die machtpolitischen Veränderungen in der Welt widerspiegeln, sondern in einer Weltsicht aus dem letzten Jahrhundert verharren. Washington gilt unverändert als prominentester Korrespondentenplatz: Ereignisse in den USA, wie beispielsweise der letzte Wahlkampf, haben hierzulande einen Stellenwert wie die deutsche Innenpolitik. Der »Rest« der Welt wird weitgehend vernachlässigt. So erscheinen im Irak »plötzlich« die Rebellen des »Islamischen Staats« auf der Bildfläche, von deren Existenz selbst kundige Zeitungsleser im vergangenen Jahr noch nie gelesen haben.

Dabei wäre es im 21. Jahrhundert wichtig, das neue Machtgefüge einer multipolaren Welt auch durch zusätzliche Abdeckung neuer wichtiger Berichtsgebiete besser abzubilden. Das gilt z.B. für aufstrebende Weltgegenden wie die Golfstaaten, aber auch für riesige Länder wie Indien.

Als die auflagenstarke und lukrative Wochenzeitung DIE ZEIT mit Blick auf die sportlichen Großereignisse Fußball-Weltmeisterschaft 2014 und Olympiade 2016 ein neues Korrespondentenbüro in Rio de Janeiro eröffnete, war das »nur kostenneutral« möglich. Diese richtige Entscheidung für einen Brasilien-Korrespondenten bedeutete, dass das Wochenblatt seit Sommer 2013 auf ihren langjährigen

Moskau-Korrespondenten verzichtet. Auch das neue ZEIT-Büro in Kairo wurde nur möglich, weil das Blatt gleichzeitig den Korrespondentenplatz in Istanbul einspart. Anderswo ist an Neugründungen ohnehin nicht zu denken, stattdessen behelfen sich immer mehr Medien mit dem kurzfristigen Engagement freier Mitarbeiter in akuten Krisen, damit die weißen Flecken der Berichterstattung nicht allzu auffallen.

Diese Darstellung der Außenwelt als wild und gefährlich, hat einen doppelten Effekt. Einmal rechtfertigt nur diese Art der Dramatisierung, dass vernachlässigte Regionen plötzlich in den Fokus der Aufmerksamkeit rücken. Andererseits scheint diese Darstellung den deutschen Medienkonsumenten offenbar in seinem Gefühl zu bestärken, dass überall auf der Welt die Krise alles beherrscht, während die Bundesrepublik Deutschland scheinbar ein Hort der Normalität, Sicherheit und des Friedens ist.

Dieser Innovationsstau im deutschen Auslandsjournalismus wird in der Branche erstaunlicherweise wenig diskutiert und stößt auch in Kreisen der Politik, Wirtschaft oder in der breiten Öffentlichkeit auf geringes Interesse. Es entsteht sogar der Eindruck, als sei es politisch vielleicht sogar gewünscht, dass die Medien ein Bild präsentieren, bei dem permanente Krisen da draußen in der Welt uns das Gefühl einer vermeintlichen Sicherheit im eigenen Land vermitteln. Trotz »Finanzkrise«, »Syrien-Krieg« oder »Ukraine-Krise« bleibt das sichere Gefühl zurück, die Krise sei überall – nur nicht bei uns in Deutschland.

*Deutscher
Auslandsjournalismus im
Innovationsstau*



Gemma Pörzgen

ist freie Journalistin mit Osteuropa-Schwerpunkt, arbeitete als Korrespondentin in Südosteuropa und Israel/Palästinensergebiete und ist Vorstandsmitglied bei Reporter ohne Grenzen.

www.gemma-poerzgen.de